

JEANNE-MARIE LEPRINCE DE BEAUMONT
LUDWIG TIECK
CHARLES PERRAULT
FRANZÖSISCHE MÄRCHEN

Verlag Projekt Gutenberg-DE

ISBN: 9783865115522

© 2016

INHALT

JEANNE-MARIE LEPRINCE DE BEAUMONT

Die Schöne und das Tier 7

LUDWIG TIECK

Sehr wunderbare Historie von der Melusina 35

CHARLES PERRAULT

Aschenputtel oder Das gläserne Pantöffelchen 97

Riquet mit dem Schopf 104

Eselshaut 111

Das Dornröschen oder Die schlafende Schöne im Wald 122

Das Rotkäppchen 132

Die Fee 137

Der kleine Däumling 140

Der gestiefelte Kater oder Meister Kater 150

Blaubart 158



Übersetzung und ©: Luitgard Fidorra



Zuerst erschienen: 2006



Es war einmal ein reicher Kaufmann, der hatte sechs Kinder, drei Söhne und drei Töchter.

Weil er ein kluger Mann war, sparte er nicht an ihrer Erziehung und ließ sie in den verschiedensten Fächern ausbilden. Seine Töchter waren alle sehr schön – besonders die Jüngste wurde sehr bewundert. Von Kindheit an nannte man sie nur ›die Schöne‹ und so behielt sie schließlich diesen Namen, sehr zum Ärger ihrer eifersüchtigen Schwestern. Die Jüngste war aber nicht nur schöner als ihre Schwestern, sie war auch von liebenswürdigem Wesen.

Die beiden Älteren dagegen waren sehr hochmütig, weil sie reich waren. Sie spielten die feinen Damen und weigerten sich, die anderen Kaufmannstöchter bei sich zu empfangen; nur Leute von Adel waren gut genug, ihnen Gesellschaft zu leisten.

Jeden Tag gingen sie auf Bälle, ins Theater, machten Spaziergänge in ihren teuren Kleidern und verspotteten ihre jüngere Schwester, die den größten Teil ihrer Zeit damit verbrachte, in ihren Lehrbüchern zu lesen.

Da man allgemein wusste, dass diese Mädchen sehr reich waren, baten mehrere wohlhabende Kaufleute um ihre Hand. Aber die beiden Älteren antworteten, dass es mindestens ein





Herzog oder wenigstens ein Graf sein müsse, der für eine Heirat in Frage käme. Die Schöne aber dankte denen, die um sie anhielten, sehr freundlich, meinte jedoch, sie sei noch zu jung und wolle gerne noch einige Zeit bei ihrem Vater bleiben.

Eines Tages nun verlor der Kaufmann sein gesamtes Vermögen und ihm blieb nichts als ein kleines Landhaus ziemlich weit draußen vor der Stadt. Schweren Herzens gestand er seinen Kindern, sie müssten künftig in diesem Haus wohnen und wie die Bauern für ihren Lebensunterhalt arbeiten.

Seine beiden älteren Töchter entgegneten empört, sie wollten die Stadt nicht verlassen und hätten mehrere Verehrer, welche nur zu glücklich wären, sie heiraten zu können, auch ohne Vermögen. Die jungen Damen täuschten sich jedoch, ihre Verehrer kümmerten sich nicht mehr um sie, nachdem ihre Armut bekannt geworden war.

Da niemand die beiden wegen ihrer Überheblichkeit leiden mochte, sagte man: »Sie verdienen kein Mitleid, es ist uns durchaus recht, dass



ihr Hochmut gemäßigt wird. Sollen sie doch die großen Damen spielen, wenn sie ihre Schafe hüten! Für die Schöne jedoch tut es uns sehr leid, sie ist ein so herzengutes Mädchen, das immer ein freundliches Wort für die Armen hatte.«



Und so gab es immer noch ein paar Edelleute, die die Schöne heiraten wollten, obwohl sie jetzt mittellos war. Sie aber sagte, sie könne sich nicht entschließen, ihren armen Vater in seinem Unglück allein zu lassen; vielmehr wolle sie mit ihm aufs Land ziehen, um ihn zu trösten und ihm bei der Arbeit zu helfen.

Die arme Schöne war zuerst sehr niedergeschlagen gewesen, als sie ihr Vermögen verlor, aber dann entschloss sie sich: »Auch wenn ich noch so viel weine, meine Tränen bringen mir keinen Wohlstand zurück. Man muss versuchen, auch ohne Geld glücklich zu sein.«

Nach ihrem Umzug in das Landhaus begannen der Kaufmann und seine Söhne damit, die Felder zu bestellen.

Die Schöne stand um vier Uhr in der Frühe auf und beeilte sich, um die notwendigen Arbeiten im Haus zu erledigen und allen das Essen zu bereiten. Zuerst fiel es ihr sehr schwer, denn sie war die Arbeit einer Dienstmagd nicht gewöhnt. Nachdem jedoch zwei Monate vergangen waren, fühlte sie, wie ihre Kräfte gewachsen waren und die körperliche Arbeit verhalf ihr zu strahlender Gesundheit. Nachdem sie ihre Tagesarbeit erledigt hatte, pflegte sie zu lesen, Klavier zu spielen oder beim Spinnen zu singen.

Ihre beiden Schwestern hingegen fanden das neue Leben todlangweilig. Sie verließen ihre Betten erst um zehn Uhr vormittags, stolzierten den ganzen Tag herum und vertrieben sich die Stunden damit, den alten



Zeiten nachzutruern, den schönen Kleidern und den glanzvollen Gesellschaften. »Sieh nur unsere Jüngste«, sagten sie zueinander, »sie ist ein so dummes Wesen, dass sie mit dieser unglücklichen Lage zufrieden ist.«

Der gute Kaufmann jedoch dachte nicht wie seine Töchter, sondern bewunderte die tapfere Haltung des jungen Mädchens und besonders ihre Geduld. Denn ihre Schwestern ließen sie nicht nur die ganze Hausarbeit allein verrichten, sondern beschimpften sie noch obendrein bei jeder Gelegenheit.

So verging ein Jahr, in dem die Familie in ihrer ländlichen Abgeschlossenheit lebte.

Da erhielt der Kaufmann eines Tages einen Brief, in dem man ihm mitteilte, dass ein Schiff, das Waren von ihm geladen hatte, glücklich angekommen sei.



Diese Nachricht entzückte die beiden Älteren, die nun glaubten, das langweilige Landleben endlich aufgeben zu können. Als sie ihren Vater reisefertig sahen, baten sie ihn, ihnen schöne Kleider, Haarschmuck und alle möglichen Kleinigkeiten mitzubringen. Die Schöne aber bat ihn um gar nichts, denn sie dachte bei sich, dass der ganze Erlös aus dem Warenverkauf nicht ausreichen würde, um alles zu bezahlen, was die Schwestern sich wünschten.

»Warum bittest Du mich nicht, Dir etwas zu kaufen?« fragte der Vater sie.

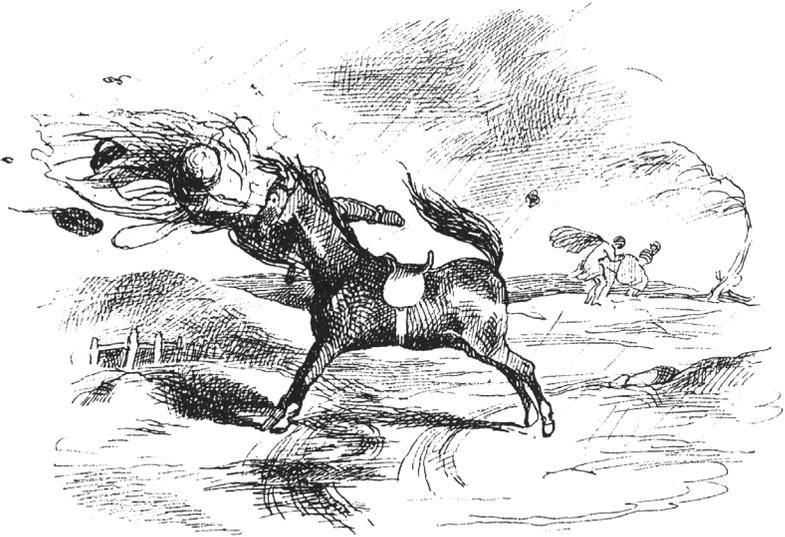
»Da Du so gütig bist, an mich zu denken«, antwortete sie, »so bitte ich Dich, mir eine Rose mitzubringen, denn es gibt hier keine.« Es ging der Schönen jedoch nicht so sehr um die Rose, sondern darum, sich nicht Vorwürfen der Schwestern auszusetzen, sie wolle durch ihre Bescheidenheit auffallen.



Der Kaufmann brach zu seiner Reise auf, aber am Ziel angekommen musste er um seine Waren einen Prozess führen und nach vergeblicher Mühe kam er ebenso arm zurück, wie er abgereist war.

Als er nur noch dreißig Meilen von seinem

Haus entfernt war und sich schon darauf freute, seine Kinder wiederzusehen, da musste er einen großen Wald durchqueren und er verirrte sich schließlich darin. Es schneite unaufhörlich und der Wind blies so heftig, dass er zweimal vom Pferd stürzte. Als es Nacht wurde, glaubte er vor Hunger und Kälte sterben zu müssen oder sogar von den Wölfen gefressen zu werden, die er ringsum heulen hörte.



Plötzlich, als er sich am Ende einer langen Allee umsah, erblickte er ein helles Licht, das aber noch weit entfernt zu sein schien. Er ging in dieser Richtung weiter und merkte, dass der Lichtschein von einem großen Schloss ausging, das strahlend hell erleuchtet war.

Der Kaufmann dankte Gott für die Rettung und ging eilends auf das Schloss zu, aber zu seiner großen Überraschung fand er in den verlassenen Höfen niemanden. Sein Pferd, das ihm gefolgt war, sah einen großen Stall offen stehen, es ging hinein, fand Heu und Hafer vor und das arme ausgehungerte Tier stürzte sich gierig darauf. Der Kaufmann band es im Stall fest und wandte sich zum Wohntrakt des Schlosses, in dem er gleichfalls niemanden antraf. In einem großen Saal aber entdeckte er ein schönes Kaminfeuer und eine mit Speisen reich beladene Tafel, auf der indes nur ein Gedeck für eine Person lag. Da ihn Regen und Schnee bis auf die Haut durchnässt hatten, setzte er sich an den Kamin, um seine Kleider zu trocknen. Er sagte zu sich: »Der Hausherr oder seine Diener werden bestimmt bald kommen und sie werden es mir verzeihen, dass ich mir diese Freiheit genommen habe.«



Er wartete ein ganze Weile, aber als es elf Uhr schlug, ohne dass jemand zu sehen war, konnte er seinen Hunger nicht mehr bändigen, nahm ein gebratenes Huhn und verzehrte es hastig und vor Hunger zitternd. Er trank einige Schlucke Wein und er verließ, nun mutiger geworden, den Saal und durchschritt mehrere große und prächtig eingerichtete Räume. Schließlich fand er ein Zimmer, in dem ein gemütliches Bett stand. Mitternacht war mittlerweile vorüber und da er sehr müde geworden war, beschloss er, sich schlafen zu legen und verschloss die Tür.

Es war schon zehn Uhr morgens, als er sich am folgenden Morgen erhob, und er war sehr erstaunt, als er gepflegte, saubere Kleidung an Stelle der eigenen vorfand, die von der Nässe ganz verdorben war. »Sicherlich«, sagte er zu sich, »gehört dieses Schloss einer guten Fee, die Mitleid mit meiner Lage hat.«

Er blickte aus dem Fenster und sah zu seiner Überraschung draußen keinen Schnee mehr, sondern blühende Laubenbögen, die einen bezau-



bernden Ausblick boten. Er kehrte in den großen Saal zurück, in dem er abends zuvor gespeist hatte, und entdeckte einen kleinen Tisch, auf dem heiße Schokolade einladend dampfte.

»Ich danke Ihnen, verehrte Fee«, sagte er laut, »dass Sie die Güte haben, an mein Frühstück zu denken.«

Nachdem er seine Schokolade getrunken hatte, ging er hinaus, um sein Pferd zu holen. Als er unter einem der blühenden Rosenbögen hindurchschritt, erinnerte er sich an die Bitte der Schönen um eine Rose und er brach einen Zweig mit mehreren Blüten ab.



Im gleichen Augenblick hörte er einen gewaltigen Lärm und er sah ein so schreckliches Ungeheuer auf sich zukommen, dass er einer Ohnmacht nahe war.

»Du bist sehr undankbar«, warf ihm das Tier mit furchtbarer Stimme vor, »ich habe Dir das Leben gerettet, indem ich Dich in meinem Schloss aufnahm und zum Dank dafür stielst Du mir meine Rosen, die ich mehr als alles in der Welt liebe. Dieses Vergehen kann nur mit Deinem Tod gesühnt werden. Ich gebe Dir eine Viertelstunde Zeit für Deine Gebete zu Gott.«

Der Kaufmann warf sich auf die Knie und flehte das Tier an, indem er die Hände faltete:

»Gnädiger Herr, verzeihen Sie mir, ich glaubte, es würde niemanden stören, als ich eine Rose für eine meiner Töchter pflückte, die mich darum gebeten hat.«

»Nenn mich nicht ›gnädiger Herr‹«, schnaubte das Ungeheuer, »sondern vielmehr ›Tier! Ich mag keine Höflichkeiten und will, dass man sagt, was man denkt. Also glaube nicht, mich mit Deinen Schmeicheleien rühren zu können. Doch sagtest Du nicht, Du hättest Töchter? Nun, ich will Dich wohl verschonen, aber nur unter der Bedingung, dass eine

Deiner Töchter bereit ist, herzukommen und an Deiner Stelle zu sterben. Versuche nicht, mich umzustimmen, geh', und falls sich Deine Töchter weigern, für Dich zu sterben, so schwöre mir jetzt, dass Du in drei Monaten zurückkommen wirst.«

Der gute Kaufmann hatte nicht die Absicht, eine seiner Töchter diesem hässlichen Ungeheuer zu opfern, aber er hoffte bei sich, vor seinem eigenen Tod wenigstens noch einmal die Freude zu haben, sie wiederzusehen und zu umarmen. Er schwor also, er werde zurückkommen, und das Tier erlaubte ihm abzureisen, wann er wolle.

»Aber«, fügte es hinzu, »ich will nicht, dass Du mit leeren Händen davon gehst. In Deinem Schlafzimmer findest Du einen großen Koffer. Du kannst hineinlegen, was Dir gefällt; ich lasse ihn zu Deinem Haus bringen.«

Mit diesen Worten zog sich das Ungeheuer zurück und der Kaufmann sagte zu sich: »Wenn ich auch sterben muss, so habe ich doch den Trost, meinen armen Kindern etwas für ihren Lebensunterhalt hinterlassen zu können.« Also kehrte er in sein Schlafzimmer zurück und fand dort eine große Menge an Goldmünzen, füllte sie in den großen Koffer, von dem das Tier gesprochen hatte und verschloss ihn. Er holte sein Pferd aus dem Stall und verließ das Schloss ebenso traurig, wie er es zuvor erleichtert betreten hatte. Das Pferd schlug von selbst den richtigen Waldweg ein und nach wenigen Stunden gelangte der Kaufmann zu seinem kleinen Haus.

